

dtv

Jubiläumsedition
50 Jahre dtv

Die junge Architektin Lavinia führt das sorgenfreie Leben einer unabhängigen Frau aus der Oberschicht ihrer lateinamerikanischen Heimat. Ihre Rebellion gegen die bestehenden gesellschaftlichen Verhältnisse beschränkt sich auf gelegentliche Proteste gegen ihre allzu konservative Familie. Das ändert sich über Nacht, als sie sich in Felipe verliebt, der mit der Untergrundbewegung des Landes zusammenarbeitet ...

»Ein präzises Porträt Lateinamerikas, eine dichte Geschichte seiner Menschen und Mythen, ein packendes Tagebuch des Widerstands und insbesondere der Roman einer Frau. (...) Ein großes Buch, ein wichtiges Buch.«
(Abendzeitung)

Gioconda Belli wurde in Managua geboren. Sie studierte in Spanien und den USA. Ab 1970 beteiligte sie sich am Widerstand der Sandinistischen Befreiungsfront FSLN gegen die Somoza-Diktatur ihres Landes. 1988 gelang ihr mit ›Bewohnte Frau‹ der internationale Durchbruch als Schriftstellerin. Sie lebt heute in Managua und Los Angeles/USA. Ihre Romane und Gedichte wurden zu Welterfolgen.

Gioconda Belli
Bewohnte Frau

Roman

Aus dem nicaraguanischen Spanisch
von Lutz Kliche

Deutscher Taschenbuch Verlag

Von Gioconda Belli
sind im Deutschen Taschenbuch Verlag erschienen:
In der Farbe des Morgens (11565)
Zauber gegen die Kälte (12577)
Die Verteidigung des Glücks (13015)
Ich bin Sehnsucht – verkleidet als Frau (13375)
Tochter des Vulkans (20896)
Waslala (20937)
Das Manuskript der Verführung (21036)

**Ausführliche Informationen über
unsere Autoren und Bücher
finden Sie auf unserer Website
www.dtv.de**



Jubiläumsedition 2011
50 Jahre dtv
Deutscher Taschenbuch Verlag GmbH & Co. KG,
München
© Gioconda Belli
Titel der nicaraguanischen Originalausgabe:
«La Mujer Habitada» (Editorial Diana, México 1988)
© 1988 der deutschsprachigen Ausgabe:
Peter Hammer Verlag, Wuppertal
Umschlagkonzept: Balk & Brumshagen
Umschlagfoto: Édouard Boubat/Rapho/laif
Satz: Druckerei C. H. Beck, Nördlingen
Druck und Bindung: Kösel, Krugzell
Gedruckt auf säurefreiem, chlorfrei gebleichtem Papier
Printed in Germany · ISBN 978-3-423-19516-4

*Für Nora Astorga,
die immer wieder geboren
wird*

Ich schlage dieses Ei auf, und es wird die Frau und es wird der Mann geboren. Und zusammen werden sie leben und sterben. Aber sie werden neu geboren. Und nach ihrer Wiedergeburt werden sie von neuem sterben und von neuem geboren werden. Und immer wieder kommt es zu ihrer Wiedergeburt, denn der Tod ist eine Lüge.

Eduardo Galeano
Mythos der Indios Makiritare
›Erinnerung an das Feuer‹

I

Bei Sonnenaufgang kam ich wieder ans Licht. Merkwürdig ist alles, was dort in der Tiefe seit jenem Tag geschehen ist, als ich Yarinece zum letzten Mal sah. In der Totenfeier sagten die Alten, daß ich nach Tlalocan reisen werde, den Gärten ewigen Frühlings im Osten, dem Land des Grüns und der Blumen, die sanfter Regen streichelt. Doch dann lag ich jahrhundertlang allein in einer Höhle aus Erde und Wurzelwerk und sah staunend meinem Körper zu, der langsam zu pflanzlicher Natur wurde. Hunderte von Jahren, in denen ich die Erinnerung an Kürbissrasseln wachhielt, an Pferdegetrappel, Aufruhr, Lanzen, an die Angst, zu verlieren, und an Yarinece und seinen sehnigen Rücken. Seit Tagen schon hörte ich den Regen, wie er sich erst in kleinen Rinnsalen, dann in großen unterirdischen Strömen meiner jahrhundertalten Wohnung näherte, sich Gänge öffnete, mich durch die feuchte, durchlässige Erde anzog. Ich spürte, daß ich der Welt immer näher kam, an den sich verändernden Farben der Erde erkannte ich es.

Ich sah die Wurzeln. Ausgestreckte Hände, die mich riefen. Und die Macht des Befehls zog mich unwiderstehlich an. So drang ich in den Baum ein, in seine Blutbahnen, ich durchlief ihn wie eine lange Liebkosung aus Saft und Leben, ein Öffnen von Blütenblättern, ein Zittern von Zweigen. Ich fühlte seine rauhe Rinde und die feine Architektur seiner Äste und dehnte mich in den Pflanzengängen dieser neuen Haut, streckte mich nach so langer Zeit, löste mein Haar und reckte mich dem blauen Himmel mit den weißen Wolken entgegen, um den Vögeln zuzuhören, die noch genauso singen wie damals.

Und ich sang mit meinem vielstimmigen Mund – ich hätte tanzen wollen – und fand meinen Stamm voller Knospen und in meinen Zweigen den Duft von Orangen. Vielleicht bin ich endlich in jenen tropischen Gefilden angekommen, im Garten von Überfluß und Ruhe, der stillen, unaufhörlichen Freude derjenigen, die im Zeichen von Quiote-Tláloc sterben, des Herrn der Wasser . . . Denn dies ist nicht die Zeit der Blüte, es ist die Zeit der Frucht. Doch hat der Baum meinen eigenen Kalender angenommen, mein eigenes Leben, den Rhythmus anderer Sonnenuntergänge. Er ist zu neuem Leben erwacht, bewohnt vom Blut einer Frau.

Niemand hat bei dieser Geburt leiden müssen, so wie damals, als ich meinen Kopf zwischen den Beinen meiner Mutter hervorstreckte. Diesmal gab es keine Unsicherheit, keine herzerreißende Freude. Die Hebamme vergrub auch nicht meinen Xicmetayotl, meine Nabelschnur, in der dunkelsten Ecke des Hauses, noch nahm sie mich in die Arme, um mir zu sagen: »Du sollst im Hause sein, so wie das Herz im Körper . . . du sollst die Asche sein, die das Herdfeuer deckt.« Niemand weinte bei meiner Namensgebung, so wie es meine Mutter damals tat, denn seit die blonden Männer mit Haaren im Gesicht aus der Ferne gekommen waren, trauerten alle Wahrsager und fürchteten sich sogar davor, das Schicksal anzurufen, daß es mir meinen Namen, mein *tonalli* gebe. Sie hatten Angst davor, mein Schicksal zu erfahren. Arme Eltern! Die Hebamme wusch mich, reinigte mich, wobei sie Chalchiuhtlicue, die Mutter und Schwester der Götter, anrief, und in derselben Zeremonie gab man mir den Namen Itzá, Tautropfen. Sie gaben mir meinen Erwachsenenennamen, ohne darauf zu warten, daß ich alt genug wäre, ihn selbst zu wählen, denn sie fürchteten die Zukunft.

Jetzt hingegen scheint alles in meiner Umgebung ru-

hig; frisch gestutzte Büsche, Pflanzen in großen Kübeln und ein Wind, der mich leicht bewegt, mich von einer Seite zur anderen wiegt, als wolle er mich grüßen, mich nach so langer Dunkelheit im Tageslicht willkommen heißen. Seltsam ist diese Umgebung. Da sind Bauten mit langen Wänden wie die, die uns die Spanier errichten ließen. Ich sehe eine Frau, die den Garten hütet. Sie ist jung, hochgewachsen, hat dunkles Haar und ist sehr schön. Ihr Gesicht ähnelt denen der Frauen der Invasoren, aber sie geht wie die Frauen unseres Stammes; mit der gleichen Entschlossenheit bewegt sie sich, wie wir uns vor den schlechten Zeiten bewegten. Ich frage mich, ob sie für die Spanier arbeitet. Ich glaube nicht, daß sie Feldarbeit macht oder spinnet. Sie hat zarte Hände und große, glänzende Augen, die den Glanz derjenigen haben, die noch entdecken.

Alles blieb still zurück, als sie davonging; ich hörte weder Tempelgeräusche noch die Bewegungen von Priestern. Nur die Frau bewohnt diese Wohnung und diesen Garten. Sie hat keine Familie und keinen Herrn. Sie ist auch keine Göttin, denn sie fürchtet sich: Sie schloß Türen und Riegel, bevor sie ging.

An dem Tag, als der Orangenbaum zu blühen begann, stand Lavinia früh auf, um zum ersten Mal in ihrem Leben arbeiten zu gehen.

Schläfrig schaltete sie den Wecker aus. Sie haßte sein Dröhnen, das einer Schiffssirene glich und ihren morgendlichen Frieden zerriß. Sie rieb sich die Augen und kam langsam zu sich.

Der Duft von Orangenblüten belagerte sie eindringlich vom Garten her. Auf dem Bett kniend, lehnte sie sich zum Fenster hinaus und sah den blühenden Baum.

Es war ein alter Baum, der genau vor dem Fenster ihres Schlafzimmers stand. Der Gärtner ihrer Tante Inés hatte ihn dort vor Jahren gepflanzt und geschworen, er trüge das ganze Jahr über Früchte, denn er sei das Ergebnis seiner geschickten Hände, der Hände eines Liebhabers und eines Pflanzenheilkundigen. Die Tante hatte den Baum liebgewonnen, obwohl er während der ganzen Zeit ihres Lebens niemals hatte blühen wollen.

Sicher lag es an den späten Dezemberregen, dachte Lavinia. »Zur Unzeit Regen bringt gute Frucht«, pflegte ihr Großvater zu sagen.

Immer noch müde, trat sie ins Bad. Im Vorübergehen stellte sie das Radio an und hob die Kleider auf, die sie achtlos hatte zu Boden fallen lassen, als sie spätnachts nach Hause gekommen war. Sie mochte ihr Zimmer, das sie mit Bastkörben und farbigen Decken geschmückt hatte. Mit ihrem Gehalt als Architektin würde sie es noch besser einrichten können, dachte sie sich unter der Dusche und freute sich auf ihren ersten Arbeitstag.

Der Duft der Blüten regnete mit dem Wasser auf sie herab. Es war ein gutes Omen, daß der Baum ausgerechnet an diesem Tag zu blühen begonnen hatte, sagte sie sich, während sie ihr langes, kastanienbraunes Haar trocknete und es dann mit dem Kamm bändigte. Sie trat aus dem Bad, frottierte sich mit einem riesigen Strandlaken und schminkte sich vor dem Spiegel, betonte die Augen, die Linien ihres ausdrucksvollen Gesichts. Sie hätte nicht so aussehen wollen wie Sara, ihre beste Freundin, mit ihren Zügen einer Porzellanpuppe. Die Unvollkommenheit fand sie attraktiver. Ihr Gesicht, das vielleicht zu anderen Zeiten kaum beachtet worden wäre, hätte nicht besser passen können zu Rockmusik und Hippiemode, den Miniröcken, der unaufhörlichen Rebellion des vorigen Jahrzehnts und der modernen Nachlässigkeit dieser beginnenden siebziger Jahre.

Ja, sagte sie sich, während sie sorgfältig ihre Kleider auswählte, den Kopf schüttelte, damit sich die Strähnen ihres Haares richtig legten – das Geheimnis war, sich nicht zu kämmen –, sie paßte zu dieser Zeit. Vor einem guten Monat hatte sie das Elternhaus verlassen und war in das Haus ihrer Tante Inés gezogen. Sie war eine alleinstehende Frau, jung und unabhängig.

Tante Inés hatte sie seit ihrer Kindheit erzogen. In diesem Haus war sie oft für längere Zeit gewesen, weil ihre Eltern zu beschäftigt damit waren, jung zu sein, sich um ihren Bekanntenkreis zu kümmern und Erfolg zu haben. Erst als ihnen auffiel, wie groß sie geworden, daß sie schon fast erwachsen war und ihr Brüste und Schamhaare wuchsen, ihr Körper Rundungen bekam, machten sie ihre Ansprüche als Eltern geltend und schickten sie zum Studieren nach Europa, so wie es sich in jenen Jahren für Leute aus besseren Kreisen gehörte.

Tante Inés hätte sie am liebsten nicht reisen lassen, beugte sich jedoch den patriarchalischen Rechten ihres Bruders und begnügte sich damit, sie eindringlich davor zu warnen, Fremdsprachensekretärin oder Optikerin zu werden. Wenn sie Architektin werden wollte, dann hätte sie auch ein Recht dazu, so sagte sie ihr. Sie hätte das Recht, jene Häuser tatsächlich zu bauen, die sie erträumt und als Kind sorgfältig aus Streichholzschachteln und alten Schuhkartons gebastelt hatte: die Traumstädte ihrer Kindheit. Sie hätte das Recht, davon zu träumen, etwas zu werden, unabhängig zu sein. Und sie ebnete ihr, bevor sie starb, den Weg dazu. Sie vererbte ihr das Haus mit dem Orangenbaum und allem, was darinnen war, »für den Fall, daß eine Zeit kommt, in der sie allein sein wolle«.

Lavinia war nun fast mit dem Ankleiden fertig und atmete tief den starken Duft ein, ohne sich über diese Laune der Natur, diese ungewöhnliche Blütezeit mitten

im Januar, Gedanken zu machen. Sie schloß die Tür des Schlafzimmers und machte eine Runde, um Schlösser und Riegel zu überprüfen. Es war ein schönes Haus, eine kleine Ausgabe jener kolonialen Herrenhäuser, die auf Innenhöfe hinaus gebaut sind.

Als sie einzog, war es vernachlässigt und begann zu verfallen. Die Türen quietschten, durchs Dach tropfte das Regenwasser; das Haus litt durch Feuchtigkeit und Abgeschlossenheit an Rheumatismus. Mit ihren Kenntnissen als Architektin und dem, was der Verkauf einiger alter Möbel eingebracht hatte, renovierte sie es. Mit einer Menge Pflanzen holte sie den Wald ins Haus, drapierte es dann mit bunten Kissen und Kästen, mit Büchern und Schallplatten. Sie brachte die Ordnung durcheinander, die alte, alleinstehende Menschen zu bewohnen pflegen.

Die Unordnung war noch offensichtlicher nach diesem Wochenende ohne Lucrecia, die die einzige war, die aufräumte, denn Lavinia war ein bequemes, leichtes Leben gewöhnt. Nur an den drei Tagen in der Woche, an denen Lucrecia kam, wurde Staub gewischt und warm gegessen. Ansonsten begnügte sie sich mit Konserven, Käse, Salami und Erdnüssen, denn kochen konnte sie nicht.

Der Januarwind trieb die rosa Blüten der Roteichen durch den Rinnstein und wirbelte ihr Haar durcheinander, als sie auf die Straße hinaustrat und den breiten Bürgersteig ihres Viertels entlangging. Ihre Nachbarn sah sie fast nie. Es waren ältere Leute, die gleiche Generation wie ihre Tante. Schweigend warteten sie auf ihren Tod, hüteten ihre Erinnerungen hinter den Mauern ihrer Anwesen, verloschen langsam im Halbdunkel der Räume. Es machte Lavinia traurig, wenn sie manchmal nachmittags sah, wie sie sich in weißen Korbschaukelstühlen in den offenen Türen alter Wohnzimmer

wiegten. Das Alter schien ihr ein schrecklicher Zustand voller Einsamkeit. Etwas melancholisch drehte sie sich nach ihrem Haus um und dachte an Tante Inés. Vielleicht war es gut so, daß sie gestorben war, ohne hinfällig zu werden, obwohl es ihr jetzt gefallen hätte, die hochgewachsene, schlanke Gestalt ihrer Tante in der Tür stehen und sie verabschieden zu sehen, wie sie es immer tat, als Lavinia noch, gewaschen und zurechtgemacht, morgens das Haus verließ, um zur Schule zu gehen.

Als sie gestorben war, zog Lavinia es vor, den entsetzlichen Begräbnisriten nicht beizuwohnen. Sie wollte sie lebendig in Erinnerung behalten und wußte, daß die Tante einverstanden gewesen wäre.

Die Straßen waren wie leergefegt. Sie beschleunigte ihren Schritt, um die Avenida zu erreichen, die diesen Stadtteil der alten Leute begrenzte. An der Ecke winkte sie ein Taxi heran. Ein protziger Mercedes, gewaschen und poliert, hielt vor ihr. Niemals konnte sie aufhören, über diese Taxis in ihrem Land zu staunen. In Faguas schenkte der Große General seinen Militärs Lizenzen für die zollfreie Einfuhr von Mercedes-Benz-Automobilen. Die Militärs verkauften diese Wagen an Taxikooptativen, deren Gesellschafter sie waren, und kauften das nächste, neueste Modell.

Im armen, staubigen, heißen Faguas fuhren nur Mercedes-Taxis. Kaum hatte sie sich im Ledergeruch verströmenden Sitz niedergelassen, wurde sie auf die Radio-sendung aufmerksam. Es wurde die Gerichtsverhandlung gegen den Direktor des La-Concordia-Gefängnisses übertragen. Das Verfahren war überall Gesprächsthema während der vergangenen Tage gewesen, und sie wollte nichts mehr davon hören, war die Berichte über begangene Grausamkeiten leid, konnte ihnen aber auch im Taxi nicht entkommen. Der Fahrer ließ sich, während er

angestrengt auf den Verkehr achtete und rauchte, kein einziges Wort entgehen.

Sie bemühte sich, ihre Aufmerksamkeit nach draußen zu richten. Von diesem hochgelegenen Wohngebiet aus konnte man die ganze Stadt übersehen, dahinter die ferne Silhouette der Vulkane, die am anderen Seeufer zu grasen schienen. Die Landschaft war grandios, so grandios, wie die Tatsache unverzeihlich war, daß dem See die Funktion einer Kloake zugewiesen wurde. Sie stellte sich vor, wie dieser Morgen wäre, wenn die Stadt dem See nicht den Rücken kehren würde, wenn es am Seeufer eine Promenade gäbe, auf der nachmittags die Liebespaare und die Gouvernanten mit ihren blauen Kinderwagen flanieren.

Doch hatte den Großen Generälen Ästhetik noch nie etwas bedeutet. Die Stadt war eine einzige Aneinanderreihung von Widersprüchen: von hohen Mauern umgebene Villen und erbärmliche Elendshütten.

Es gelang ihr nicht, sich der Stimme des Gerichtsmediziners, eines Militärarztes, zu entziehen. Ohne Anzeichen von Unsicherheit beschrieb er die Spuren von Folterungen, die am Leichnam des Gefangenen entdeckt worden waren. Er sagte aus, daß der Gefängnisdirektor den Bruder des Gefangenen, der, wie auch der Gefangene selbst, der Verschwörung bezichtigt wurde, in den Tago habe werfen lassen, einen aktiven Vulkan, in dessen Krater die Lava kochte. In der Abenddämmerung konnte man das Magma vom Rand aus rot glühen sehen. Vor Hunderten von Jahren hatten die spanischen Konquistadoren geglaubt, es handele sich um flüssiges Gold.

Der Mann beschrieb die Knochenbrüche und Wunden des Ermordeten, als handele es sich um den Bericht eines Ingenieurs über die Folgen eines Erdbebens. Die Aussage strotzte von technischen Vokabeln.

»Ich hätte in Bologna bleiben sollen«, dachte sie und erinnerte sich an ihr Appartement in der Nähe des Glockenturms. So reagierte sie jedesmal, wenn sie mit den dunklen Seiten von Faguas konfrontiert wurde. Doch hätte sie sich in Europa wohl mit Innenarchitektur begnügen müssen, mit der Erneuerung von Innenausstattungen, die die Fassaden, Dokumente einer besseren Vergangenheit, nicht veränderten. In Faguas hingegen gab es andere Herausforderungen. Hier handelte es sich darum, die vulkanische Natur, erdbebengeschüttelt und fruchtbar wuchernd, zu beherrschen, die Wollust, mit der die Pflanzen unaufhaltsam den Asphalt durchstießen, zu bändigen. Faguas erregte jede Pore ihrer Haut. Faguas war Sinnlichkeit, offener Körper, breit, geschmeidig, wogende Frauenbrüste, aus Erde gemacht und über die Landschaft gegossen. Bedrohlich, bezaubernd.

Sie wollte nichts mehr von Toten hören. Sie lehnte die Stirn gegen die Scheibe und starrte auf die Straße. Was in Faguas gebraucht würde, war Leben, deshalb träumte sie davon, Gebäude zu errichten, Spuren zu hinterlassen, dem Beton Wärme zu geben, Harmonie; die schlechten Kopien der New Yorker Wolkenkratzer in der Avenida Truman, die sie jetzt langsam hinaufführen, durch Bauten zu ersetzen, die zur Landschaft paßten. Aber das war eigentlich ein nicht zu verwirklichender Traum, dachte sie, während ihr Blick auf das Firmenschild des eben erst eröffneten Kaufhauses fiel. Von der Straße aus war die Rolltreppe zu sehen, die große Neuheit, die einzige ihrer Art im ganzen Land. Die Kaufhausdirektion hatte an den Türen Wächter aufstellen müssen, um den zerlumpten Zeitungsjungen den Eintritt zu verwehren, die in den ersten Tagen das Vergnügen der eleganten Damen gestört hatten, sich elektronisch zum Konsum emportragen zu lassen.

Die Stadt versuchte um jeden Preis, modern zu er-

scheinen, und benutzte dazu jedes noch so lächerliche Hilfsmittel. Die Toten waren Mitglieder der verbotenen Nationalen Befreiungsbewegung. »Das sind die einzigen, die Mut haben in diesem Land«, sagte Adrián, Saras Ehemann. »Wie sollte sonst mit der Subversion aufgeräumt werden«, sagte der Staatsanwalt, und da hielt das Taxi. Lavinia blickte auf die Uhr, es war genau acht Uhr morgens. Sie kam pünktlich. Sie bezahlte den Taxifahrer, sah, wie er ihre langen Beine betrachtete, wobei er sarkastisch lächelte und ihr einen »guten Tag« wünschte, nachdem er sie zuvor gezwungen hatte, sich diese detaillierte Schilderung lateinamerikanischer Golgathas anzuhören.

Sie betrat die Eingangshalle. Das Gebäude war modern. Typ Streichholzschachtel. Quadratisch. Graue Wände und rote Applikationen. Mit einem Aufzug. Statussymbol. Auch ein Hilfsmittel, um modern zu erscheinen. In ganz Faguas gab es fünf oder sechs Aufzüge. Man baute sie ein, um zu protzen. Manchmal sogar in Gebäuden mit lediglich zwei Stockwerken, wo sie nur die leitenden Angestellten benutzen durften. Hier gab es zumindest vier Stockwerke. Der Aufzug führte zu den eleganten Büros von Ingenieuren, Rechtsanwälten und Architekten.

Sie stieß die Tür zum Architekturbüro auf und befand sich in einem nüchternen Vorraum vor dem Schreibtisch einer modisch gekleideten, grünäugigen Sekretärin, die sie freundlich bat, Platz zu nehmen. Señor Solera würde sie sofort empfangen.

Sie griff nach einer Zeitschrift und zündete sich eine Zigarette an. Irgendwo im Büro übertrug ein Radio die Gerichtsverhandlung. Glücklicherweise konnte sie nichts verstehen.

Im Einstellungsgespräch hatte sich Julián Solera über die Schwierigkeiten ausgelassen, in Faguas Architekt zu

sein. Das sei hier nicht wie in Europa, hatte er gesagt. Hier kämen die Damen mit ihren Zeitungsausschnitten und bäten um Entwürfe wie die in ›House and Garden‹ und ›House Beautiful‹. Sie verliebten sich in ein Landhaus im Alpenstil und wollten so ihr Sommerhaus am Meer gebaut haben. Man mußte sie erst davon überzeugen, daß sie in einem anderen Land lebten. Die Hitze. Das Material. Doch sie – Lavinia – sei eine Frau, hatte er gesagt. Ihr würde es leichter fallen, sich verständlich zu machen. Frauen verstünden sich doch untereinander. Sie mußte lächeln, als sie daran dachte, wie sie ihn charmant davon überzeugt hatte, daß das stimmte.

In jenem Gespräch, das auf die Vermittlung Adriáns zustande gekommen war, hatte Lavinia die Skepsis gespürt, mit der Julián Solera sie von oben bis unten angesehen, die Länge ihres Minirocks und ihr in Strähnen ungeordnetes Haar betrachtet hatte. Er war ein Mann in den Vierzigern, mit wachen Augen und einer pragmatischen Art, doch mit jener zwanghaften Neigung zum Verführen, wie sie lateinamerikanischen Männern dieses Alters eigen ist.

Kurz nach der Begrüßung, als sie die Mappe hervor nahm und ihre exzellente akademische Ausbildung vorführte, mit Stolz ihre auf der Universität entwickelten Projekte zeigte, von ihren Ansichten über die Notwendigkeiten in Faguas sprach und mit Eifer ihre Liebe zur Architektur verteidigte, gab sich Julián geschlagen. Wie ein Kind, das auf einem Fahrrad Kunststücke vorführt, erläuterte er ihr die örtlichen Probleme des Berufs, und es dauerte nicht lange, da hatte er sich davon überzeugt, daß ihre Einstellung ein Gewinn sein würde. Sie hatte keinerlei Gewissensbisse, die tausendjährigen Waffen der Frau zu gebrauchen, die Wirkung auszunutzen, die bei den Männern hochglanzpolierte Oberflächen erzeugten; das war nicht ihre Schuld, sondern ihr Erbe.

Die Wartezeit hatte sich ausgedehnt. Ein Mann von mittlerer Statur mit grauen Augen durchquerte den Raum und betrat das Büro von Solera. Die Sekretärin sagte Lavinia, daß sie jetzt eintreten könne.

Der Raum war modern eingerichtet. Ledersessel. An den Wänden abstrakte Zeichnungen in Aluminiumrahmen. Ein großes Fenster, von dem aus man die gesamte Seeansicht vor sich hatte. Die dampfenden Vulkane wie riesige Säugetiere. Solera kam ihr entgegen, um sie zu begrüßen. Sie mochte seine etwas altmodisch-charmante Art, obwohl ihr das formale »Sie« unpassend erschien.

»Ich möchte Ihnen Felipe Iturbe vorstellen«, sagte Solera.

Der Mann stand aufrecht mitten im Zimmer. Sein Händedruck war fest. Lavinia bemerkte seinen muskulösen Unterarm, die hervortretenden Venen, das fast schamdicke schwarze Haar. Er war jünger als Solera und betrachtete sie ironisch, als sich dieser über ihre akademische Ausbildung und die Vorteile ausließ, die es mit sich brächte, eine Frau im Team zu haben, und ihr die Rolle Felipes als leitendem Architekten, der alle Arbeiten zuteilte und überwachte, erklärte. Der Architekt Iturbe, sagte Solera, würde sie mit allen Verfahrensweisen und Regelungen im Büro vertraut machen.

Die beiden Männer schienen an ihrem Arbeitspaternalismus Gefallen zu finden. Lavinia fühlte sich im Nachteil gegenüber dieser männlichen Komplizenschaft und wünschte, daß die Vorstellung ein Ende hätte. Es machte ihr keinen Spaß, sich wie im Schaufenster zu fühlen. Es erinnerte sie an ihre Rückkehr aus Europa, als ihre Eltern sie herausgeputzt auf Feste mitnahmen und sie losschickten, damit kleine Tierchen mit Schlips und Kragen sie beschnüffeln konnten. Kleine Haustierchen, die auf der Suche nach jemandem waren, der ihnen viele gesunde Kinder schenkte, das Essen machte